

Buchbesprechungen

Martin Luther als Ketzer und Mystiker

VOLKER REINHARDT: **Luther der Ketzer. Rom und die Reformation**, Verlag C.H. Beck, München 2016, 352 Seiten, 24,95 EUR // VOLKER LEPPIN: **Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln**, 247 Seiten mit 13 Abb., 21,95 EUR, eBook 17,99 EUR

Viele neue Bücher gibt es über Luther und die Reformation – aber so eines noch nicht! Volker Reinhardt, Professor für Geschichte der Neuzeit an der Schweizer Universität Fribourg und Verfasser mehrerer Bücher über das Renaissance-Papsttum, sieht die Dinge nicht nur aus der Perspektive Luthers, sondern er fand in den vaticanischen Archiven auch die Darstellung der katholischen Seite vor 500 Jahren. Vier Päpste waren es, die sich mit der leidigen *causa Lutheri* beschäftigen mussten: Julius II., Leo X., Clemens VII. und Paul III. Für Luther waren sie allesamt der »altböse Feind, der Papst«. Hingegen war für die Päpste »Luther der hässliche Deutsche schlechthin: trunksüchtig, jähzornig, ungebildet, von Hochmut gebläht, ein Liebhaber der Fäkalsprache, der sich durch seine irrsinnigen Angriffe gegen die segensreiche Führung der Kirche durch die Päpste bei den Mächtigen Deutschlands lieb Kind machen und so Ruhm und Reichtum ergattern wollte«. Man konnte sich einfach nicht verständigen und ging deshalb zum Schlagen über.

Die gegenseitige Wahrnehmung blieb bis heute gestört, trotz vieler, jedoch teilweise noch immer nicht ausgewerteter Quellen. Reinhardt greift zwei gravierende Geschehnisse heraus: Die Begebenheiten auf dem Reichstag zu Worms 1521 sind von beiden Seiten dokumentiert. Auch über den Besuch des päpstlichen Gesandten Pietro Paolo Vergerio bei Luther existiert ein Bericht. Die Gegendarstellung findet sich in Luthers Tischreden. »Nur wenn man auch die römischen Quellen betrachtet, lässt sich der Prozess der Ablösung, Spaltung, Trennung und Verteufelung adäquat nachvollziehen«, meint Reinhardt. Um die komplexe

Geschichte der Glaubensspaltung darzustellen, untersucht der Autor in fünf großen Kapiteln Luther als Mönch, als Kritiker, als Barbar, als Vergessenen und als Ketzer. Der Epilog enthält Gedanken zu einem »Clash of Cultures«.

Gegen das Ablasswesen, vertreten durch den Dominikaner Johannes Tetzel, wetterte Luther: »Da lernet mich Gott recht die heilige schrift vorsthen; denn es ist sonst unmöglich, das ein mensch die heilige schrift vorsthe, wens im nach allen seinen willen gehet.« Christus als Erlöser war ganz in den Hintergrund getreten, so der Autor, »hinter die Verehrung der Heiligen, [...] hinter die scholastische Theologie eines Thomas von Aquin, [...] und hinter die päpstlichen Verfügungen und Dekrete«. Luther forderte eine Kirche, die sich um das Seelenheil der Gläubigen kümmert und nicht um ihre eigene Macht. Reinhardt merkt an, dass bereits 1516 der Papst gewarnt wurde, »dass in Deutschland der Ausbruch eines Sturmes von beispielloser Heftigkeit bevorstehe«. Doch dem Papst schien Deutschland zu weit weg zu sein.

Luthers 95 Thesen waren eine Antwort auf Tetzel. Der Dominikaner-Inquisitor Silvester Mazzolini, genannt Prierias, sollte die Thesen theologisch begutachten. Sein Ergebnis: »Wer zu den Ablässen sagt, dass die römische Kirche das, was sie de facto tut, nicht tun dürfe, ist ein Ketzer.« Luther wurde nach Rom vorgeladen. Doch er wollte im Einvernehmen mit seinem Landesherrn Friedrich dem Weisen allenfalls ein Verfahren in Deutschland. Thomas Cajetan sollte Luther zum Widerruf veranlassen oder ihn gefangen nach Rom bringen. Er habe nichts zu widerrufen, sagte Luther. Vom Papst kam postwendend die Bannandrohungsbulle.

die Drei 6/2017

Luther hingegen arbeitete. Seine Schriften ›An den christlichen Adel deutscher Nation‹ und ›Von der Freiheit eines Christenmenschen‹ entstanden. Immer deutlicher sprach er davon, »dass jener wahre Antichrist im Tempel Gottes sitzt«. Die Bulle verbrannte Luther bekanntlich vor der Stadtmauer von Wittenberg.

Um die Reformation zu stoppen, wären in Rom wirkliche Reformen notwendig gewesen. Doch Rom war mit sich selbst beschäftigt. Der Papst starb und Hadrian VI. trat an, dessen Autorität durch Schuldbekennnisse bald dahin war. Der nächste Papst Clemens VII. war wieder ein Medici. Er strebte ein Konzil an, ehe etwa die Deutschen ein Nationalkonzil abhielten.

Luther sprach oft davon, dass auch eine böse Obrigkeit nicht bekämpft werden dürfe. Dass man im Bauernkrieg seinen Namen missbrauchte, erkannte man in Rom nicht.

Der Reichstag von Augsburg 1530 blieb ohne Einigung, die protestantische ›Confessio Augustana‹ besiegelte vielmehr die Trennung. In Deutschland brodelte es. Kaiser Karl V. begriff immerhin: »Solange die Kritik der Lutheraner an den römischen Zuständen auch nur zum Teil berechtigt sei, lasse sich der permanente Unruhezustand der kleinen Leute nicht beheben.« In Rom wurde indessen 1534 mit Paul III. ein neuer Papst gewählt, der sich vor allem für die eigene Familie interessierte.

Luther war nun auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Vergerio, seit 1533 Nuntius in Deutschland, war bei seinem Besuch Luthers 1535 in Wittenberg noch der Meinung, einem vom Teufel besessenen Ungeheuer gegenüberzustehen. Besonders irritierten ihn die »schaurigen Gesänge« der Protestanten in der Kirche. Es ging bei diesem Treffen um das geplante Konzil. Luther versprach zu kommen, wo immer es stattfände, selbst wenn man ihn danach verbrennen würde. Er war der Meinung, dass Rom ein Konzil brauche, nicht Deutschland. Reinhardt arbeitet hier einen wichtigen Aspekt heraus: »Der Reformator brauchte das Papsttum als identitätsstiftende Gegenkraft«.

Der Papst beauftragte Vergerio damit, Luthers Schriften zu widerlegen. Diese überzeugten ihn jedoch derart, dass er – nach Exkommunikati-

on – im Jahre 1550 evangelischer Pfarrer wurde. »Deutsche und Italiener waren in Luthers Augen geborene Feinde, nicht etwa wegen der Religionsspaltung, sondern durch die Unvereinbarkeit ihres Wesens, die in der kirchlichen Trennung ihren logischen Ausdruck fand.« Doch andererseits war Luther sicher, dass die Wahrheit seiner Lehre bei gutem Willen erkannt werden könne.

Mit ausgezeichnetem Stil, sehr klug und einfühlsam, sublimiert Reinhardt die alten trockenen, seit 500 Jahren nicht mehr angerührten Akten zu einem vergnüglich zu lesenden Buch. Sein stiller Humor, der bei aller Wissenschaftlichkeit fast jeden seiner Sätze prägt, überträgt sich auf die Leser, die dadurch gerne bei der Stange bleiben. Dieses Buch, das zur Annäherung der großen Kirchen beitragen könnte, ist hochspannend für alle, denen die damaligen Vorgänge nicht ganz fremd sind. Feindbilder abzubauen erscheint Reinhardt dabei als die wichtigste Aufgabe. Sein mahnendes Resümee: »Der Clash of Cultures, der die Kirchenspaltung hervorgebracht hat, ist bis heute auf unheimliche Weise aktuell. [...] Um sich zwischen den Kirchen und Nationen heute zu verständigen, muss man sich erst einmal verstehen.«

Ein innermittelalterliches Ereignis?

Eine ungewöhnliche These legt Volker Leppin, Professor für Kirchengeschichte in Tübingen, vor: »Die reformatorische Frömmigkeit entstammt dem Mittelalter.« Es habe keinen Bruch wie das »Turmerlebnis« gegeben und möglicherweise nicht einmal den Thesenanschlag.

Luthers Mentor und Beichtvater Johann von Staupitz gab dem jungen Augustinermönch Bücher des Mystikers Johannes Tauler (1300 - 1361) in die Hand. Des Weiteren studierte Luther – in durchaus spätmittelalterlicher Frömmigkeit – die Kirchenväter, besonders den Römerbrief des Paulus und die Lehren des Augustinus. Dessen Prädestinationslehre machte ihm schwer zu schaffen, weil sie bei rechtem Verständnis besagte, dass dem Menschen sein Seelenheil vorbestimmt bzw. vorenthalten sei. »Trotz aller wissenschaftlichen Forschung ist

der Gedanke, dass das Mittelalter finster sei, aus dem allgemeinen kulturellen Bewusstsein wohl so wenig zu verdrängen wie aus dem Protestantischen das Bewusstsein, dass mit Luther eine ganz neue, ganz auf Christus ausgerichtete Frömmigkeit entstanden sei«, erklärt Leppin.

So pries Luther die Predigten Taulers als angemessensten Ausdruck des Evangeliums. Er wurde darin sogar »noch radikaler als die mystischen Autoren des Mittelalters. Die hatten noch von einem ›funkeln Gottes‹ im Inneren des Menschen gesprochen, das es durch Buße freizulegen galt. Luther hingegen entwickelte den Gedanken einer ›Wurzelsünde‹ [...], die den Menschen unausweichlich präge«. Aus Luthers mystischer Erkenntnis folgte so letztendlich Passivität.

Was ist nun das Geheimnis seines späteren Erfolgs? Er war zugleich Kirchenrebell und spiritueller Wegweiser; das Starke und das Zarte wirkten zusammen. Wir kennen das Bild des heldischen Luther beim Thesenanschlag an der Wittenberger Schlosskirche. Nach Leppin führte derartige Aufgaben der Pedell aus, und die Thesen gehörten ganz ordnungsgemäß an die Stadtkirche. Die gelehrte Disputation darüber fand zwar streng genommen nicht statt, die allgemeine Diskussion erfasste jedoch weite Teile Deutschlands und des Auslands. Es ging um die Wahrheit – und um den Papst.

Luther war, wie Augustinus, ein Platoniker und kämpfte »mit mystischer Theologie gegen die Scholastik«. Sein Satz: »Der freie Wille besteht nach dem Fall nur dem Namen nach, und solange einer macht, was in ihm ist, begeht er eine Todsünde« brachte ihm die Feindschaft des Humanisten Erasmus von Rotterdam ein.

Zunächst schien sich alles gegen Luther zu wenden. Dem päpstlichen Bann würde die kaiserliche Acht folgen. Dabei muss man sich »vor Augen halten, dass sich mit dem Mönch aus Wittenberg und dem Renaissancepapsttum zwei unterschiedliche Optionen der Erneuerung gegenübertraten«. Wie konnte es also zu dem gewaltigen Konflikt kommen, den eigentlich keiner wollte? Rom sah das Heil in einer Stärkung der zentralen Position von Papst, Kurie und Vatikan, damit die Kirche nicht im Chaos

versank. Luther dagegen sah vor allem den Gegensatz zwischen innerlicher und äußerlicher Frömmigkeit. Prierias als Hoftheologe, der bereits wegen der »Reuchlinsache« (Johannes Reuchlin hatte sich für den Erhalt jüdischer Bücher verwendet) bei den deutschen Humanisten verrufen war, wollte Luthers Angriffe »gegen die Wahrheit selbst und diesen Heiligen Stuhl« verteidigen. Sein Fazit: »Und so wie die Kirche als Ganze nicht irren könne, gelte dies auch von ihrem Haupt, dem Papst«. So wurde das Thema von der Bußfrage auf die Frage des Papsttums verlagert. Weiter erklärte Prierias, wie erwähnt, dass jeder, der die Praxis der Ablässe für unzulässig erkläre, ein Häretiker sei. Leppin folgert eindeutig: Prierias ist schuld an der Spaltung! Dessen radikale Meinung stempelte Luther zum Ketzer. Ausführlich werden die weiteren Geschehnisse bis zu Luthers Worten vor dem Kaiser in Worms beschrieben. Dieser war sich »gewiss, dass ein einzelner (Ordens)bruder irrt mit seiner Meinung, die gegen die ganze Christenheit steht« – und es folgte die Acht.

Luther fand Halt in der Heiligen Schrift, im Schauen auf Christus, wie es ihm sein Mentor Staupitz nahegebracht hatte. In seinem Denken kam es zu »einer worttheologischen Wende«. Das Papsttum gründete sich auf das Wort Jesu (Mt 16,19), dass Petrus »die Schlüssel des Himmelreiches übertragen bekommen sollte. Luther aber bezog das Wort auf jeden Priester im Vollzug der Buße.« Das bedeutet: »Die Entmachtung des Papstamtes hatte begonnen, und mit ihr zugleich die Transformation der Mystik hin zur reformatorischen Theologie.«

In seiner Schrift ›An den christlichen Adel deutscher Nation‹ sprach Luther erstmals vom Priestertum aller Getauften. Hier begegnen sich nach Leppin die mystisch-spirituelle und die kirchenpolitische Linie seiner Gedanken: »Diese Polarität wurde entscheidend dafür, dass die Reformation der Kirche ein attraktives Programm für politische Verantwortungsträger werden konnte.« Die Mystik ging dabei allerdings verloren!

In seine Predigten ließ Luther auch die Spiritualität Taulers einfließen. Doch »die subversive Kraft der Mystik [...], die Luther zu seinem Pro-

test [...] gebracht hatte, wandte sich bald auch gegen ihn selbst.« Karlstadt, Thomas Müntzer, die Wiedertäufer und Spiritualisten entwickelten sich zu einer gesellschaftlichen Gefahr und wurden deshalb verfolgt. »Was ist lutherisch?« fragt Leppin, und damit läuft das Buch auf sein Ziel hin: Nach der Konkordienformel von 1577 war die Mystik abgetan.

Die heutige Forschung rückt die Mystik wieder mehr ins Zentrum, und die konfessionellen Grenzziehungen erscheinen weniger scharf. »Die Kirchenspaltung [...] resultierte nicht unmittelbar aus dem religiösen Impuls der Reformation, sondern aus einem vielfältigen Geflecht unterschiedlicher Entwicklungen des späten Mittelalters.« Leppin sieht eine wesentliche Aufgabe seines Buches darin, die verhärteten Grenzen aufzuweichen. Er zeichnet von den damaligen Vorgängen ein von Polemik freies Bild, das nicht mit dem Mainstream übereinstimmt, und hält Luther für viel spiritueller als

er gemeinhin eingeschätzt wird. Beim zweiten Lesen führt sein Buch in die Tiefe und gewinnt noch mehr. Alles ordnet Leppin dem Thema der Mystik unter, unter deren Wappen Luther einst angetreten war. Dessen saftig-deutliche Ausdrucksweise, die noch heute entzückt, hat ihren Ursprung nicht zuletzt in der Beschäftigung mit Taulers Schriften.

Leppins Resumé zur Bedeutung der Reformation und des berühmten Thesenanschlags lautet: »Was am 31. Oktober aufeinanderprallte, waren zwei unterschiedliche mittelalterliche Optionen: der mystische Appell an eine innerlich ausgerichtete Bußfrömmigkeit, für den Luther mit dem Staupitzkreis stand, [...] und die auf die äußere Sichtbarkeit und Messbarkeit abzielende Frömmigkeit, die im Ablasswesen kulminierte. [...] Der 31. Oktober war ein innermittelalterliches Ereignis.« Auch dieses Buch ist ohne Einschränkung zu empfehlen.

Maja Rehbein

Syrischer Bürgerkrieg und Islamischer Staat

FRITZ EDLINGER (HRSG.): **Der Nahe Osten brennt. Zwischen syrischem Bürgerkrieg und Weltkrieg**, Promedia Verlag, Wien 2016, 248 Seiten, 19,90 EUR // WERNER RUF: **Islamischer Staat & Co. Profit, Religion und globalisierter Terror**, PapyRossa Verlag, Köln 2016, 160 Seiten, 13,90 EUR

Die Stärke der von Fritz Edlinger herausgegebenen Aufsatzsammlung der elf in den Bereichen der Friedensforschung, der Ethnologie, der Islam-Wirtschafts- und Politikwissenschaften beheimateten Autoren liegt – das sei vorab gesagt – in der thematischen Breite und in der inhaltlichen Vielfalt, mit der die Tragödie des Krieges in Syrien behandelt wird.

In dem ersten Beitrag zeichnet der Friedensforscher und Politologe *Werner Ruf* die verflochtene und vertrackte Vorgeschichte des Krieges unter Berücksichtigung der Interessenlage diverser ausländischer Staaten wie Saudi-Arabien, Katar, Israel, der USA, der Türkei und Russland nach. Dabei geht es den USA, der Türkei, Saudi-Arabien und Katar gemeinsam um die Schwächung der »schiitischen Achse« der Staaten Syrien und Iran mitsamt der im Libanon agierenden schiitischen Hisbollah.

Dient »die Verewigung des Konflikts [...] voll und ganz den israelischen Interessen« (S. 25), wie Nazhan Thrall von der New York Times zitiert wird, so eint umgekehrt den Iran mit Syrien eine anti-israelische Rhetorik. Ein ineinander verflochtenes und sich überschneidendes Interessenkonglomerat macht also Syrien zum Schauplatz und Austragungsort der Mächte zahlreicher externer Akteure.

Im folgenden Beitrag referiert der Völkerrechtsexperte *Norman Paech* die völkerrechtlichen Implikationen der »Schlacht um Damaskus«: Dabei macht er auf den in den westlichen Leitmedien kaum thematisierten Umstand aufmerksam, dass der IS und die Al-Nusra-Front von der Türkei, den USA, Katar und Saudi-Arabien »finanziell, logistisch, wirtschaftlich und waffentechnisch« unterstützt wurden, obwohl sie »von der UNO als Terrororganisationen ein-

gestuft wurden.« (S. 30) Norman Paech ergänzt im Folgenden gewissermaßen Werner Rufs Gesamtschau auf die komplexe Interessenlage. Laut dem Autor ist der Vorwurf an Russland, »Syrien nicht nur politisch im UN-Sicherheitsrat abzuschirmen, sondern auch mit Waffen zu versorgen und seit dem 30. September 2015 mit den syrischen Truppen gemeinsam gegen die Terrorgruppen zu kämpfen, [...] völkerrechtlich ohne Grundlage.« Denn: »Nach geltendem Völkerrecht ist eine Regierung befugt, einen anderen Staat um bewaffnete Hilfe zur Bekämpfung von Aufständischen zu bitten.« (S. 42) Hingegen, so der Völkerrechtsexperte weiter, ist die Nationale Sicherheitsstrategie der USA von 2002 mit ihrem Dogma der »präventiven Selbstverteidigung« mit dem Völkerrecht nicht vereinbar. Weil dem so ist, bemühen sich die USA um die Bildung eines neuen Völkergewohnheitsrechts, mit dem das strenge Gewaltverbot der UN-Charta aufgeweicht werden soll. Im dritten Beitrag behandelt *Werner Ruf* Genese und Ziele des »Islamischen Staates« oder »Daesh« und fasst dabei im Wesentlichen das in seinem Buch »Islamischer Staat & Co.« Dargestellte zusammen (siehe weiter unten).

Danach untersucht *Rüdiger Lohlker* die dschihadistische Szene solcher Gruppen wie Daesh, Jabhat al-Nusra oder Ahrar al-Sham, und zwar, wie sie sich im Internet präsentieren, dort Propaganda betreiben und um Anhänger werben. Aufschlussreiche Details trägt *Nikolaus Brauns* zur Kurdenfrage im Aufsatz »Die Kurden in Syrien und die Selbstverwaltung in Rojava« zusammen. Er erklärt, wie die drei Millionen Kurden in Syrien zwischen den Interessen des syrischen Regimes, der Türkei und des IS zerrieben werden und um ihr Überleben kämpfen. Er zeigt aber auch, wie sich in Nord-Syrien, insbesondere in der Region um Rojava, das Modell einer regional-politischen Selbstverwaltung im Geiste rätedemokratischer und frauenemanzipatorischer Politikansätze realisiert, mit dem verglichen sich die autoritären Regimes im arabischen Raum, insbesondere aber die angestrebten »Kalifate« der diversen islamistischen Gruppen vor Ort, als Horte reaktionärer Gewaltherrschaft ausnehmen.

Im Folgenden seien von den sechs übrigen Aufsätze nur noch ein paar herausgegriffen und dabei in einer Art Aufzählung die Gesamtheit der Themen benannt: Gegenstand dieser Beiträge sind das Verhältnis von »Staat, Militär und Religion« im syrisch-alawitischen Staat, Erdoğan's »Syrien-Abenteuer« und Russlands Sonderinteressen in Syrien, ebenso aber auch die fragwürdige Berichterstattung in deutschen Medien über den syrischen Konflikt und insbesondere das Phänomen des »Blowback«, das besagt, dass der westliche Interventionismus im Nahen Osten im Kontext der Regime-Change-Ambitionen nicht nur verbrannte Erde, hunderttausende von Toten, und völlig zerstörte Staaten zur Folge gehabt hat, sondern auch Rückstoßeffekte wie die Flüchtlingskrise.

Diesbezüglich erinnert *Hannes Hofbauer* in seinem Beitrag »Der Krieg kehrt in die Zentren zurück« an die Irak-Invasion 1991, an »Desert Storm« 1996, an »Desert Fox« 1998, an »Infinite Reach« 1998, an den makabren Sturz Gaddafis in Libyen am 19. März 2013 mit allen Folgen eines »Failed State«, an die Verwicklungen im Yemen, den Drohnenkrieg in Pakistan und Afghanistan und – als neueste Variante des »Regime Change« und Demokratie-Exports – an die Einmischung und verdeckte Kriegsführung in Syrien seit 2014. Die Anzahl der bei diesen Unternehmungen des Freien Westens Getöteten geht laut der britischen Mediziner-Zeitschrift »The Lancet« fast in die Million (S. 212). Auch die 470.000 Toten des Syrien-Krieges sind Opfer eines Krieges, der mit ein wenig gutem Willen – auch und insbesondere von westlicher Seite her – hätte vermieden werden können. Hofbauer zeigt in seinem Beitrag durch die Auflistung von Fakten und von Zitaten westlicher, insbesondere US-amerikanischer Politiker den ganzen Zynismus eines Politikverständnisses auf, bei dem in der Selbstanmaßung auf das Anrecht gewaltvoller Interventionen in souveränen Staaten zerstörerische Folgen ohne Bedenken in Kauf genommen werden. Die hinter diesem Interventionismus stehende Doktrin des »Find, Fix, Finish« – oder, wie es US-Außenministerin Hillary Clinton anlässlich der Todesmeldung

von Muammar Gaddafi in Tripolis freudig entschlüpfte: »Wir kamen, wir sahen, er starb« (S. 208) – spricht Bände über die Geistes- und Gemütsverfassung der Beteiligten. Besonders verwirrend – oder aufschlussreich und vielsagend – ist aber die systematische Ausblendung des Schicksals der syrischen Christen. Sie kommen in der westlichen Berichterstattung, wenn überhaupt, nur als Randnotiz vor. Das liegt auch daran, dass sie auf der falschen Seite stehen, weil sie sich nicht in die Reihen der »Rebellen« im Kampf gegen das System Assads eingereiht haben, wodurch sie zwangsläufig nicht zu den »Freunden des Westens« zählen. Dass die syrischen Christen massenhaft Opfer des Wütens der Al-Nusra-Front, des IS usw. wurden, fällt somit für die westliche Politik und deren Hofberichterstattung nicht sehr ins Gewicht.

Von daher kann der Aufsatz von *Johannes Auer* »Ohne ihn wären wir alle schon tot. Zur Geschichte und Gegenwart des Christentums in Syrien« als Meilenstein der Aufklärung über ein verschwiegenes Thema gelesen werden. Ein kurzer historischer Abriss über die Frühgeschichte des Christentums in Syrien, die Bekehrung des Paulus vor Damaskus und andere Episoden der Bibel sowie das Aramäische als Sprache Jesu, die heute noch in Teilen Syriens als Umgangssprache gesprochen wird, stehen am Anfang des Beitrags. Es gibt 15% Christen im gegenwärtigen Syrien, die in sechs Kirchen aufgliedert sind. Laut der Organisation »Kirche in Not« sind von den 2,5 Millionen in Syrien lebenden Christen 500.000 von den Islamisten als den Partnern des Westens im Kampf gegen Assad vertrieben worden. Seit 2011 findet eine dramatische Verfolgung der Christen durch Islamisten statt und »das Schicksal der Christen scheint dabei der Politik im Westen gleichgültig zu sein«. (S. 121) Dazu heißt es in Auers Aufsatz weiter: »Besonders verheerend ist die Situation in Aleppo. Die Franziskaner, die die dortigen Christen betreuen, schildern die Situation als dramatisch. [...] Ein Leben unter dem islamischen Kalifat ist nach Aussage christlicher Würdenträger nicht denkbar.« (S. 121f.) Der erschütternde Aufsatz endet mit folgenden Worten: »Und nicht zuletzt sollten wir

im Westen uns eine Aussage Pater Ibrahims, jenes Franziskaners in Aleppo, vor Augen führen und darüber nachdenken: »Assad ist kein Engel, aber ich danke ihm, dass er nicht davongelaufen, sondern unser Präsident geblieben ist. Ohne ihn wären wir alle schon tot.« (S. 124)

Grenzenloser Zynismus

Was als »Kampf der Kulturen« apostrophiert zum Erklärungsmuster für die religiös verbrämten Kriege im Nahen Osten taugen soll, ist für den Friedensforscher und Politologen *Werner Ruf* nicht mehr als eine Konstruktion. Diese diene lediglich der Ausblendung sozio-ökonomischer Faktoren, die in Gestalt von Armut und wirtschaftlicher Perspektivlosigkeit in der arabischen Staatenwelt den Nährboden für die Entstehung einer »jihadistischen Internationale« bilde. Mit diesem Einleitungsstatement verweigert sich Ruf in seiner Beschränkung auf wirtschaftlich-soziale Erklärungsmuster einer Sichtweise, die auch der religiös-kulturellen Dimension eine Eigendynamik zugestehen würde. Hierin liegt die Schwäche des ansonsten sehr informativen Buches. Weiß man um sie, liest es sich dennoch mit Gewinn.

Der Autor skizziert zunächst in einem kurzen historischen Abriss den bis in das 19. Jahrhundert zurückreichenden Untergrund der gegenwärtigen Konflikte im Nahen und Mittleren Osten. Er zeigt auf, wie die Entdeckung des Treibstoffs der Industriegesellschaften, also Öl und Gas, mitsamt den damit verbundenen geostrategischen Erwägungen den Nahen Osten zum Objekt der Begierde der aufstrebenden Kolonialmächte England und Frankreich machte. Der hemmungslosen Ausbeutung der ölreichen arabischen Länder stand zunächst der »kranke Mann am Bosphorus«, das Osmanische Reich, im Wege. Es umfasste dazumal eine gewaltige Landmasse: ganz Nordafrika mit Ausnahme Marokkos, die Arabische Halbinsel, den Irak, Teile des Kaukasus und den Balkan bis hin zum heutigen Bosnien-Herzegowina. Nachdem der britische Imperialismus das Osmanische Reich zurechtgestutzt und Großbritannien und Frankreich sich »schon 1916 in einem von den Diplo-

maten Sykes und Picot geschlossenen Abkommen darauf geeinigt« hatten, »die Region zu kolonisieren und untereinander aufzuteilen«, war die Grundlage für die späteren Konflikte, aber auch für die ökonomische Auspressung des Nahen Ostens gelegt. Im Folgenden zeichnet Ruf die Kolonialgeschichte des Orients bis hin zur Wachablösung der europäischen Mächte durch die US-Hegemonie, die Entstehung des politischen Islam, den Aufstieg der Golfstaaten und das komplexe Interessengeflecht der regionalen und globalen Akteure in dieser Region nach. Eine das gängige Narrativ konterkarierende Lesart erfahren die Kriege in Libyen, im Yemen und in Syrien, die ohne westliche Beteiligung nicht stattgefunden hätten. Diese historische Gesamtschau bildet gewissermaßen den Rahmen für die Behandlung des Islamischen Staates bzw. Daesh.

Die Anfänge dieser Terror-Organisation werden schon 2003 im Irak gesehen, als die USA diesen besetzten und den bisher von Sunniten geführten Staatsapparat gegen eine schiitisch dominierte Regierung austauschten, worauf sich die zu Unrecht Deklassierten zunächst zur Al-Qaida, später zum IS im Irak formierten. Ruf beschreibt im Folgenden die Ideologie des IS, seine geografische Expansion, seine Schattenökonomie und seine Rekrutierungsmethoden und – ganz wesentlich – seine verdeckten und weniger verdeckten Förderer. Was es letztere betrifft, stützt sich Ruf auf Erkenntnisse des bekannten US-Journalisten Seymour Hersh und auf Szenarien, wie sie die US-Administration und der ›Council on Foreign Relations‹ im Sinne

einer Neuordnung des Nahen Ostens in Richtung ethno-religiös homogener Staaten antizipierten. Danach sei es das Ziel gewesen, die alte demographische Struktur des Nahen Ostens, die »durch eine schier unendliche Pluralität der Konfessionen und Ethnien« gekennzeichnet war, durch ethno-religiös homogene Staaten zu ersetzen. Diese historisch gesehen zweite große und gewaltsame Neuaufteilung des Nahen Ostens, die der Autor im Verweis auf mehrere Quellen meint ausmachen und belegen zu können, bediene sich einer »Strategie der Spannung«, bei der Gruppen wie die Muslimbruderschaft, die Al-Nusra-Front und der IS letztlich als Söldnertruppen einer sich hinter ihrem Rücken vollziehenden Globalstrategie instrumentalisiert würden – mal zum Schein vom Westen halbherzig bekämpft, mal logistisch, waffentechnisch, finanziell und personell kräftig unterstützt. Dasselbe, so Ruf, gilt für all jene Staaten, die ihre Partialinteressen auf dem Rücken der leidgeplagten syrischen Bevölkerung austragen, seien es Saudi-Arabien, die Türkei, Katar, der Iran, Russland oder diverse EU-Staaten. Dieser Befund sei der Beleg für einen grenzenlosen Zynismus, der über die Internationale Politik Oberhand gewonnen hat. Die Regisseure und Macher dieser unheilvollen Politik der »Umgestaltung ganzer Weltregionen« sind – nach der Entstehung des vorliegenden Buches – gerade dabei, durch die Ausrufung des üblichen Verdächtigen und Übeltäters Russland zum Sündenbock ihren Anteil an der Entstehung dieses Elends vergessen zu machen.

Gerd Weidenhausen

Simulation und Karikatur der Reinkarnation

CHARLES LEWINSKY: **Andersen. Roman**, Nagel & Kimche, Zürich 2016, 396 Seiten, 24,90 EUR

»Dunkel« – das erste Wort dieses Romans und das letzte. Dunkel ist es zunächst in dem Schwebezustand, in dem der Protagonist erwacht und sich fragt, was seine Feinde mit ihm angestellt haben. In einem undefinierbaren Raum schwebend spürt er seinen Körper nicht, und als er merkt, dass er nicht atmet, fragt er sich, ob

er tot ist. Er erinnert sich: Draußen ist Krieg, der Feind nur noch zehn Kilometer entfernt. Durch auftauchende Erinnerungsfragmente und eingestreute Überlegungen werden wir dann in eine Dunkelheit anderer Art hineingezogen: Ihm, dem anerkannten Spezialisten für das Herauspressen von Informationen aus Ge-

die Drei 6/2017

fangenen, ging es stets darum, seine Arbeit so effektiv wie möglich auszuführen. Egal waren ihm die politisch-weltanschauliche Gesinnung seiner »Klienten« und die der Auftraggeber; er hätte ebenso gut für die andere Seite gearbeitet – frei von Sadismus, aber auch ohne Empathie. In der Erinnerung verklärt sich ihm sein Tun als ähnlich einer Geburtshilfe: Belastete es die Gefangenen nicht, wichtige Geheimnisse mit sich herumzutragen? Und war es nicht erleichternd, endlich von diesen entbunden zu werden? Die Methoden dafür werden in ihrer Grausamkeit immer wieder eingestreut, aber die bittere Pointe dieser schwarzpoetischen Geburts-Metapher ist der Tod: Alle wurden nach Ende der »Befragungen« getötet – und zwar, den Zynismus noch steigernd, von einem Arzt.

Was er hört und spürt, läßt nur den Schluß zu, nicht von Feinden gefangen und in diesen unverständlichen Zustand versetzt worden zu sein, sondern bereits in einer späteren Zeit zu leben: im 21. Jahrhundert und als Embryo im Körper einer Frau! Er wundert sich über das ihm erhalten gebliebene »alte« Bewußtsein, einschließlich der exakten Erinnerungen an das vorige Leben – muss er doch zwischendurch tot gewesen sein. Und hier sind wir bereits im Kern des Romans angelangt: Andersen – die Titelfigur des Romans – ist eine fiktive Identität, ersonnen in allen Einzelheiten von dem namenlos bleibenden Folter-Spezialisten. Im Falle seiner Gefangennahme wollte er dem Feind naive Schuldlosigkeit vorgaukeln können. Was er gegenwärtig erlebt, nötigt ihn, der sich »über das Funktionieren der Welt nie viele Gedanken gemacht« hat, die Reinkarnation als Tatsache anzuerkennen – seinem scharfen Denken und Beobachten bleibt keine andere Erklärung übrig. Bruchlos und unverwandelt erhalten geblieben aus der vorigen Inkarnation ist ihm sein Erwachsenen-Bewußtsein samt der alten, dunklen seelischen Konstitution, dem mürrischen Charakter und den Erinnerungen aus dem ersten Teil seines Vorlebens, die jedoch an der Schwelle zu dem mit der selbsterfundenden »Andersen«-Identität vollständig abreißen.

In seinem gegenwärtigen Schwebezustand versucht der Folterer nun, die Prinzipien der

Reinkarnation mit der praktisch-irdischen, unverändert gebliebenen Ratio seines vorigen Erdenlebens zu erfassen: »Nehmen wir an, der Mensch lebt mehrmals. Nehmen wir an, er hat eine Seele. Was immer das ist. Nehmen wir an, die Natur, der Weltgeist, der liebe Gott, was weiß ich, nehmen wir an, eine höhere Macht denkt ökonomisch und verwendet die Seelen immer wieder neu.« Allerdings: »Wenn das Gedächtnis an eine Seele gebunden ist und nicht an einen Körper, dann müßten die Erinnerungen zwischen dem einen Leben und dem nächsten jedes Mal wieder gelöscht werden. Weil sonst die Existenzen durcheinanderkämen. [...] Es muß einen Mechanismus geben, eine Einrichtung, eine Maschine, eine höhere Macht, die denselben Vorgang an den Seelen von Verstorbenen durchführt.« Deshalb gilt es, den eigenen, offenbar regelwidrigen Zustand zu ergründen: »Es ist nicht in Ordnung, daß ich mich erinnere. Eine leere Leinwand müßte ich sein, die auf die ersten Pinselstriche wartet.« Warum also blieben ihm Bewußtsein und Erinnerung erhalten, aber nichts von dem letzten Abschnitt des Vorlebens, welchen er dann mit der selbsterfundenden Identität als Andersen durchlebt haben mußte? Hat er zu gut gelogen? »Dann wären meine Erinnerungen deshalb nicht gelöscht worden, weil sie sie nicht gefunden haben. Wer immer »sie« sind. Engel, Teufel, Wesen von einem anderen Planeten. Andersen haben sie fortgeräumt ... [...] Aber was vorher war, in der Zeit, als ich einen ganz anderen Namen hatte und ein ganz anderes Leben, das ist ihnen entgangen.«

Eine sich durch die Zeitenläufe entwickelnde Individualität kann der Folterer (vielleicht auch der Autor) nicht denken; es ist hier lediglich die Rede von einer Seele, die nach jedem Erdenleben vollständig ausgelöscht und ausgetauscht wird, während ja Re-Inkarnation die »Immer-wieder«-Verkörperung eines Wesenskerns beinhaltet. Diese erst ermöglicht Entwicklung (wozu dann noch untrennbar das Korrektiv und »Purgativ« des Ausgleichs vergangener Taten gehört). Stattdessen wird ihm – als Grundprinzip – lediglich eine Simulation von Reinkarnation vorgegaukelt, ein Kreislauf

recycelter Seelen, deren zeitlich begrenzte Existenz jeweils erlischt und der dadurch ein sinnlos leerlaufendes Karussell darstellt.

Die hier nun doch einmal eingetretene »Kontinuität« von einem Leben ins nächste bedeutet in dieser Ausprägung eine Karikatur der Reinkarnation, denn die starke Umwandlung vieler Aspekte eines Menschen zwischen den Inkarnationen fehlt hier, und das Bewußtsein des Folterers als Fötus, Säugling, Kleinkind und Knabe ist das unveränderte eines Erwachsenen, der gleichsam auf den Anschlußzug ins nächste Dasein umgestiegen ist. Diese mechanistische Kontinuität ist – so vermutet zumindest der Protagonist – eine Panne. Da haben die zuständigen Wesen wohl schludrig gearbeitet. Irren scheint nicht nur menschlich zu sein! Und sehr helle sind »sie« offenbar auch nicht, wenn sie sich täuschen lassen durch nichts Raffinierteres als den radikalen Wandel innerhalb eines und desselben Menschenlebens, mit wenig mehr als ausgedachten Lebensdaten und einem neuen Namen für den zweiten Lebensabschnitt.

Nach der Hypothese des schwebend Reflektierenden hat »das Ich« desselben den ersten Teil des Vorlebens sorgfältig versteckt, weshalb »sie« diesen nicht gefunden und somit auch nicht »fortgeräumt« haben, wohl aber den zweiten Teil, der darum nicht erinnert werden kann, weshalb, wie der Schwebende sinniert, »von Andersen nur das übrig geblieben ist, was ich mir für ihn vorgenommen hatte, bevor ich zu ihm wurde«.

Wir sehen also, wie einige Aspekte der Reinkarnation hier als allgemeine erfaßt werden und wie der Protagonist seinen speziellen Zustand einschätzt. Dies eröffnet dem Autor reiche Möglichkeiten, zum Thema »Kleines Kind mit unbemerktem Erwachsenen-Bewußtsein« Groteskes zu ersinnen. Neben der karikierenden Darstellung der Reinkarnation gibt es ein weiteres wackeliges Konstrukt, das diesen Roman zu tragen hat. Den kleinen Jonas (seinen neuen Namen hat er bereits im Mutterleib erlauscht) trifft bei der Geburt mit Macht etwas, das er, der so sorgfältig alles zu planen trachtet, nicht bedacht hatte: Die Schwerkraft. Zuvor im Auftrieb des Fruchtwassers schwebend, gelegent-

lich der Mutter von innen gezielt Tritte versetzend, fühlt er sich nun gewissermaßen auf Null zurückgesetzt und genötigt, mit allen körperlichen Tätigkeiten von vorne anzufangen: Die Gliedmaßen bewegen, die Augen scharf stellen, die Darmentleerung kontrollieren usw. Nur das Denken und Fühlen mit dem alten Folterer-Bewußtsein bedarf offenbar keinerlei physischer Grundlage! Das hat schon im Mutterleib, als die Fingerchen erst andeutungsweise entwickelt waren, tadellos geklappt, und vom pränatalen Zustand bis ins Alter von zwölf Jahren schnurrt es konstant dahin. Hat dieser Mensch ein leibfreies Denken bereits mitgebracht, weshalb er sich um so etwas wie ein noch unausgereiftes Nervensystem nicht zu kümmern braucht?

Der mehr als frühreife zwölfjährige Jonas verschwindet schließlich spurlos aus seinem Elternhaus und fokussiert fortan sein ganzes Streben darauf, zu ergründen, was aus ihm selber im zweiten Lebensabschnitt seiner vorigen Inkarnation geworden ist: Er muß als Andersen Spuren hinterlassen haben und wird gewiß auch erfolgreich gewesen sein – »etwas anderes würde nicht zu mir passen«.

Andersen hat tatsächlich Spuren hinterlassen und war erfolgreich. Jonas macht Andersens – also seinen eigenen – Enkel Felix ausfindig. Betroffen sieht er in diesem das jugendliche Ebenbild seiner selbst, d.h. das seiner eigenen lichten Seite, mit allen Tugenden und Begabungen, dabei unbeschwert von seiner, des Folterers, gebrochenen Schattenseite. Unbefangene Jonas' Zuneigung erwidern, wännen sich beide im ungekannten Glück inniger Freundschaft. In Felix das zu lieben, was in völligem Gleichklang ist mit der verschütteten lichten Seite des eigenen Wesens, haucht dieser neues Leben ein, und Jonas vermag auch, *sich selbst* zu lieben – eine mächtige, zweifache neue Erfahrung, bei der die Gefahr einer inneren Überschwemmung sich ankündigt. – Zuviel Licht? Wie der Arzt, der Heiler, einst allen Verhörten den Tod brachte, sehen wir am Ende, wie es scheinbar die Liebe ist, die in ein finsternes Crescendo führt. Und wir erinnern uns: Das letzte Wort ist »Dunkel.«

Helge Reinald Philipp

die Drei 6/2017

Blicke sagen mehr als Worte

DAMIAN DOMBROWSKI & JOCHEN GRIESBACH (HRSG.): **Augen & Blicke. Das Sehen in der bildenden Kunst von Alt-Ägypten bis zur Moderne**, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2015, 197 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen, 19,80 EUR

Dieser Katalog zu einer Ausstellung um die Jahreswende 2015/16 im ›Martin von Wagner Museum‹ der Universität Würzburg lohnt sich auch dann, wenn man die Ausstellung nicht gesehen hat. Mit ihrem einleitenden Essay »Eine kurze Geschichte des Sehens in der bildenden Kunst« gelingt den beiden Herausgebern (und Direktoren des Museums) Damian Dombrowski und Jochen Griesbach ein prägnanter Überblick über die zentrale Bedeutung des Auges und des Blickes für die Entwicklung der bildenden Künste vom archaischen Griechenland bis zur Klassischen Moderne. Sie lenken dabei den Blick vor allem auf die sich immer wieder von Neuem vollziehenden Paradigmenwechsel sowohl in der Darstellung des Auges selbst als auch in der Rolle des Blickes als konstitutives Element vieler Kompositionen.

»Am Anfang sieht der Mensch nichts, erst wird er selbst sichtbar.« – Mit diesem Satz wird darauf verwiesen, dass mit dem Wiederaufkommen anthropomorpher Darstellungen um die Mitte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts diesen zunächst die Augen fehlen. Die Vasenbilder wirken wie geometrisierende Schattenrisse. Doch schon wenige Jahrzehnte später findet sich ein Punkt in der ausgehöhlten Silhouette des Kopfes. Parallel dazu charakterisieren die Homerischen Epen die Götter durch ihre Augen: Da ist von der »kuhäugigen« Hera, der »eulenäugigen« Athena oder der »hundsäugigen« Helena die Rede. Aus den Punkten werden mandelförmige Gebilde im Gesichtsprofil. Frontale Darstellungen sind bedrohlichen Wesen wie der Medusa als Inbegriff des bösen Blickes vorbehalten. Erst in dem Moment, wo der Blick emotionale Ausdruckskraft erhält, bekommen die Bilder auch eine Erzählstruktur.

Im weiteren Verlauf geht es um den zielgerichteten Blick eines Alexander des Großen zu Pferde oder den visionären, ins Jenseits gerichteten Blicke auf hellenistischen Epitaphen.

Während die Augen romanischer Plastiken meist starr geradeaus gerichtet sind und kaum eine Kommunikation mit dem Betrachter zulassen, vermenschlicht sich in der Gotik wieder das Gottesbild und der Mensch erhebt sich seinerseits zur seligen Schau.

Nachdem Leonardo sich mit der Anatomie und Physiologie des Auges beschäftigt hat, kommt den Blicken und Blickbeziehungen im Manierismus und Barock eine besondere Bedeutung zu. Danach tritt die Bedeutung des Blickes als Kompositionselement in den Hintergrund. Während es im Impressionismus nur noch um das Sehen als Tätigkeit geht, taucht der dargestellte Blick im Expressionismus zwar vereinzelt wieder auf, um aber bald in der konzeptionellen Kunst wieder zu verschwinden. So beklagte sich der Meister der metaphysischen Malerei, Giorgio de Chirico (1888-1978), darüber, dass die Avantgarde den Primat des Auges aufgeben und den Weg vom Sehen zum Denken eingeschlagen habe.

Ramin Shafiai widmet sich in seinem Essay unter dem Motto »Ich sehe was, was du nicht siehst« der vermeintlichen Selbstverständlichkeit des Sehens, sowohl von der anatomisch-optischen Seite her als auch von Seiten der Kunst und dem Sehen des Unsichtbaren. Hier ist z.B. sehr konkret (in Anlehnung an Rudolf Steiner) von der »Wirklichkeit einer astralen Anschauung« die Rede, wie sie z.B. in der Goldgrundmalerei zum Ausdruck kommt.

Der Katalogteil ist nicht chronologisch, sondern thematisch gegliedert. In den Erläuterungen zu den Abbildungen finden sich viele Ergänzungen zu den einführenden Essays wie auch weiterführende Darstellungen und Anregungen. So zeigt sich dieser zunächst etwas unscheinbar daher kommende Katalog als eine reichhaltige Fundgrube zum Thema Augen und Blicke in der bildenden Kunst.

Stephan Stockmar